
Zweifeln und Wissen. Grundprobleme der Erkenntnistheorie

Antworten auf die Leitfragen zum 31.1.2006

David Lewis, *Elusive Knowledge*, *Australasian Journal of Philosophy* 74 (1996), 549 – 67, nachgedruckt in Bernecker/Dretske, *Knowledge*, Oxford University Press. Auszüge. Seitenangaben beziehen sich auf diese Ausgabe.

1. Welches Dilemma beschreibt Lewis am Anfang seines Aufsatzes? Was meinen in diesem Zusammenhang Fallibilismus und Skeptizismus?

Lewis geht zunächst von zwei Beobachtungen aus. Erstens bemerkt er, daß wir uns im Alltag viel Wissen zuschreiben (366). Zweitens stellt er jedoch fest, daß wir in der Epistemologie, also jener philosophischen Disziplin, in der es um das Wissen geht, oft zu dem Schluß kommen müssen, das unser (vermeintliches?) Wissen nicht gegen gewisse Zweifel (dazu Frage 2) verteidigt werden kann und daher nicht infallibel ist (ib.). Diese Situation kann man nun auf zweierlei Weise beschreiben. Entweder man sagt, Wissen sei per definitionem infallibel. Dann müssen wir aber zugeben, daß wir kaum Wissen haben. Damit sind wir zu Skeptikern geworden – wir verneinen, daß wir und andere über Wissen verfügen. Oder aber, wir konzipieren unseren Wissensbegriff so, daß er auch fallibles Wissen zuläßt. Diese Einstellung nennt Lewis Fallibilismus. In diesem Falle können wir an unseren alltäglichen Wissenszuschreibungen festhalten (366 – 7).

Es ist wichtig zu sehen, daß beide Reaktionen von genau derselben Diagnose, von derselben Tatbestandsfeststellung ausgehen: Unsere Überzeugungen sind fallibel. Die entscheidende Frage ist bloß die, wie wir unseren Zustand beschreiben. Sagen wir, wir hätten Wissen oder wir hätten keines?

An dieser Stelle stehen wir nun vor einem Dilemma, denn die beiden Alternativen, sowohl der Skeptizismus als auch der Fallibilismus, sind jeweils mit einem Problem behaftet. Der Skeptiker muß sagen, daß wir kaum über Wissen verfügen. Damit widerspricht er jedoch unseren alltäglichen Wissenszuschreibungen und der „Mooreschen Tatsache“ (366), daß wir viel wissen. Der Fallibilist muß auf der anderen Seite behaupten, daß Wissen fallibel sein kann, daß jemand also auch dann wissen kann, daß p , wenn nicht alle Zweifel ausgeräumt sind. Das klingt nun aber wie ein Widerspruch (366) – und deshalb wirft Lewis dem Fallibilisten so oft Aussagen des Typs „S weiß, aber er hat nicht alle Irrtumsmöglichkeiten eliminiert“ an den Kopf (etwa 367). Weil die beiden scheinbar einzig möglichen Beschreibungen der Situation – die skeptische und die fallibilistische – große Probleme haben, stehen wir vor einem genuinen Dilemma.

2. Mit welchem völlig allgemeinen Argument stellt der Skeptiker unsere Wissensansprüche infrage?

Der Skeptiker geht zunächst davon aus, daß Wissen stets infallibel ist (366), daß Infallibilität also eine notwendige Bedingung an Wissen darstellt. Im Detail bedeutet das, daß wir nur dann p wissen, wenn wir alle Alternativen, in denen p nicht gilt, ausräumen können (366). Lewis spricht auch von Irrtumsmöglichkeiten, die man auszuschließen können müsse (ib.). Eine Irrtumsmöglichkeit auszuschließen oder zu eliminieren heißt dabei ungefähr, diese mit Gründen zurückzuweisen (Lewis definiert später in Bezug auf

seine Wissensdefinition, was „Irrtumsmöglichkeiten eliminieren“ heißt, 370). Soweit also die Auffassung, die ein Skeptiker zum Wissensbegriff vertritt.

Der zweite Schritt des skeptischen Arguments besteht in dem Aufweis, daß wir nie alle Irrtumsmöglichkeiten ausräumen können, so daß die notwendige Bedingung der Infallibilität, die der Skeptiker für Wissen ansetzt, nicht erfüllt ist (ib.). Dieser Aufweis geht so: Es lasse sich immer ein Verschwörungsszenario denken, in dem das, was wir zu wissen meinten, falsch sei, etwa weil wir durch Agenten oder einen bösen Dämon getäuscht würden. Solche Szenarien erschienen zwar vielleicht nicht sehr wahrscheinlich, seien aber doch Möglichkeiten. Wir könnten solche Szenarien nun aber nicht durch Argumente ausschließen. Wenn das stimmt, dann sind unsere Überzeugungen nicht infallibel, und wir haben unter der Voraussetzung der Infallibilitätsbedingung kein Wissen.

3. Erklären Sie anhand einiger Beispiele aus dem Aufsatz, was es heißt, daß die Bedeutung eines Wortes vom Kontext abhängt.

Die Bedeutung eines Ausdrucks ist kontextabhängig, wenn sie sich ganz oder teilweise aus dem Zusammenhang ergibt, in dem der Ausdruck gebraucht wird. Lewis erläutert das zunächst an dem Satz „Es ist Abend“. Gemeint ist damit, daß es jetzt hier Abend ist. „Hier“ und „jetzt“ sind dabei Ausdrücke, mit denen ein Sprecher gleichsam auf den Ort und die Zeit zeigt, an denen er sich befindet. Auf welchen Zeitpunkt ich verweise, wenn ich sage „Es ist jetzt Abend“, das hängt davon ab, wann ich diesen Satz äußere. Wenn ich z.B. am 30.1.2006 um 20 Uhr sage: „Es ist jetzt abends“, dann meine ich, daß es am 30.1.2006 um 20 Uhr abends ist. Wenn ich denselben Satz am 29.1.2006 um 19 Uhr gesagt habe, dann habe ich mich damit auf einen anderen Zeitpunkt bezogen.

In diesem Beispiel haben wir es mit einer sehr offensichtlichen Kontextabhängigkeit zu tun. Denn das Wort „jetzt“ hat genau die Funktion, auf den gegenwärtigen Zeitpunkt zu verweisen. Lewis spricht deshalb von einer einfachen Kontextabhängigkeit (wobei in seinen Beispielen das „jetzt“ bloß mitgedacht ist, 367). Es gibt aber auch subtilere Kontextabhängigkeiten. So sind Bewertungen wie „scheußlich“ oder „brillant“ nach Lewis kontextabhängig. Daß etwas scheußlich ist, heiße nämlich nichts anderes, als daß es relativ zu unseren Erwartungen oder einem anderen „Normalmaß“ scheußlich sei. Ob etwas scheußlich oder brillant genannt werden kann, hängt dann von den Erwartungen ab, und diese variieren je nach Kontext. Lewis erläutert das an der Aussage „Essendon hat scheußlich gespielt, die Easybeats haben brillant gespielt und verloren.“ (vgl. 367). Diese Aussage kann zwar in einem Alltagsgespräch fallen, klingt aber bei etwas Nachdenken paradox, denn wie kann es sein, daß eine Mannschaft, die brillant spielt, gegen das scheußliche Spiel einer anderen Mannschaft verliert, ohne daß dabei Glück im Spiel ist (367)? Nach Lewis ist die Paradoxie aber nur scheinbar, denn „scheußlich“ und „brillant“ können sich hier auf unterschiedliche Erwartungen beziehen. So ist Essendon eine hervorragende Mannschaft. Wir erwarten von ihr Höchstleistungen. Sobald diese Erwartungen enttäuscht werden, nennen wir ihr Spiel „scheußlich“. Die Easybeats sind demgegenüber eine schlechte Mannschaft. Wir erwarten von ihnen keine großen Szenen. Sobald diese niedrigen Erwartungen übertroffen werden, nennen wir ihr Spiel brillant. So kann es kommen, daß ein scheußlich spielendes Essendon letztlich immer noch besser spielt als die brillant spielenden Easybeats.

Ein anderes Beispiel eines kontextabhängigen Ausdrucks ist nach Lewis „alle“ („every“, 370 f.). Damit meinen wir immer „alle Gegenstände einer bestimmten Klasse“, wobei diese Klasse sich aus dem Kontext ergibt. So meine ich, wenn ich sage „alle Gläser sind leer, laßt uns noch eine Flasche öffnen“ nicht alle Gläser auf der Welt, sondern etwa alle Gläser im Raum, in dem ich mich befinde (371).

Nach Lewis ist nun auch der Wissensbegriff versteckt kontextabhängig. Was wir also

meinen, wenn wir sagen, jemand wisse etwas; die Standards, auf die wir uns dabei berufen, hängen nach Lewis von der Situation ab. Im Rahmen seiner Definition wird das daran deutlich, daß sie im Definiens explizit „alle“ enthält – also einen Ausdruck, den Lewis für kontextabhängig hält.

4. Geben Sie in eigenen Worten die Wissensdefinition von Lewis in einer möglichst zugänglichen Variante wieder. Warum verdient diese Definition die Bezeichnung „kontextualistisch“?

Nach Lewis weiß S, daß p, genau dann, wenn alle Möglichkeiten eliminiert sind, in denen p nicht gilt (368 f., 371). Dabei gilt eine Möglichkeit als eliminiert, wenn sie mit der Wahrnehmung des Subjektes oder mit seinen Erinnerungen unvereinbar ist (370). Allerdings kommt es Lewis nicht darauf an, den Eliminationsbegriff vollständig zu spezifizieren, und so erwägt er auch anderen Eliminationsverfahren (370). Wichtig ist nur, daß die Möglichkeiten mit der Evidenz von S unvereinbar sind, worin immer diese Evidenz auch bestehen mag.¹

Diese Definition ist kontextualistisch, weil sie im Definiens mit „alle“ einen kontextabhängigen Ausdruck enthält. Welche Möglichkeiten mit „alle Möglichkeiten“ gemeint sind, das hängt von der Situation ab, in der ein Sprecher einem anderen Wissen zuschreibt. Damit werden auch Wissenszuschreibungen in ihrer Bedeutung kontextabhängig. Lewis gibt auch folgende äquivalente Definition von Wissen (371). Ihr zufolge weiß S, daß p, genau dann, wenn alle Möglichkeiten, in denen nicht p gilt, ausgeschlossen sind – außer diejenigen Möglichkeiten, die er mit Recht ignorieren kann. Da eine Möglichkeit genau dann mit Recht ignoriert wird, wenn sie mit einer unserer berechtigten („proper“, ib.) Voraussetzungen konfligiert, kann man auch sagen: S weiß, daß p, genau dann, wenn S alle Möglichkeiten, in denen nicht p gilt, ausgeschlossen hat – außer diejenigen Möglichkeiten, die mit seinen berechtigten Voraussetzungen konfligieren (371). Auch diese Definition ist kontextabhängig, weil „berechtigt“ wie „brillant“ kontextabhängig ist: Die genaue Bedeutung hängt jeweils von Standards und Erwartungen ab, die sich aus dem Kontext ergeben.

Die Ausnahme-Klausel „außer diejenigen Möglichkeiten, die er mit Recht ignorieren kann“ nennt Lewis auch sotto-voce-Klausel (371). Sie stellt sozusagen das Kleingedruckte der Wissensdefinition dar.

5. Erklären Sie, wie Lewis mit seiner Definition das eingangs geschilderte Dilemma umgehen will.

Wenn der Wissensbegriff von Standards abhängt, die aus dem Kontext zu erschließen sind, dann dürfen wir immer dann sagen, wir wüßten viel, wenn wir an niedrige Standards denken. Wir müssen dieses Wissen jedoch ableugnen, wenn wir an höhere Standards denken. In anderen Worten dürfen wir immer dann, wenn wir viele Irrtumsmöglichkeiten ignorieren können, sagen, wir wüßten viel. Wenn wir jedoch mehr Irrtumsmöglichkeiten in Betracht ziehen, dann müssen wir zugeben, oft nicht alle diese Möglichkeiten eliminieren zu können, so daß wir dann wenig Wissen haben.

Damit können wir uns wie folgt durch das eingangs geschilderte Dilemma schiffen: Die skeptische Konklusion, daß wir kaum etwas wissen, vermeiden wir, indem wir auf die

¹Dabei ist auch zu beachten, daß ein Wissensträger S nach Lewis nicht selber alle Irrtumsmöglichkeiten eliminiert haben muß – das wäre wahrscheinlich auch zuviel verlangt. Vielmehr sollen die Irrtumsmöglichkeiten nur durch die Evidenz von S eliminiert sein. Das wirft allerdings die Frage auf, ob auch dann Wissen vorliegt, wenn meine Evidenz eine bestimmte Irrtumsmöglichkeit ausschließt, ohne daß mir das bewußt ist.

sotto-voce-Klausel verweisen und geltend machen, daß wir in bestimmten Fällen Irrtumsmöglichkeiten ignorieren können. Dabei fallen wir jedoch nicht dem Fallibilismus anheim, denn in einem bestimmten Sinne ist Wissen für uns immer noch infallibel: Es verlangt, daß alle Irrtumsmöglichkeiten eliminiert sind, wobei dieses „alle“ jedoch manchmal etwas laxer zu interpretieren ist.

Mithilfe von Lewis' Definition können wir auch erklären, wie es zu den eingangs gemachten Beobachtungen kommt. Im Alltagsleben dürfen wir uns viel Wissen zuschreiben, da wir dort mit Recht viele Irrtumsmöglichkeiten ignorieren können. In der Epistemologie gelten demgegenüber strengere Standards, und daher können wir uns als Epistemologen weniger Wissen zuschreiben (vgl. 367).

5. Wie stellt sich Lewis zur traditionellen Wissensdefinition?

Zunächst teilt die traditionelle Wissensdefinition nach Lewis einen wichtigen Zug mit seiner eigenen Definition. Nach Lewis macht nämlich auch die traditionelle Wissensdefinition, die Wissen als wahre und gerechtfertigte Meinung auffaßt, den Wissensbegriff kontextabhängig (368). Denn was als gerechtfertigt, als gut begründet gilt, variiert mit dem Kontext, so Lewis.

Lewis selber weist die traditionelle Wissensdefinition jedoch zurück (368). Genauer stößt er sich an der Aussage, daß Rechtfertigung wahre Meinung in Wissen verwandle (ib.). Einmal wendet er sich gegen die Aussage, die Rechtfertigungsbedingung sei hinreichend (ib.). Nun hat allerdings nie jemand behauptet, Rechtfertigung sei hinreichend für Wissen, denn gemäß der traditionellen Definition liegt nur dann Wissen vor, wenn eine Meinung gerechtfertigt und wahr ist. Lewis muß also meinen, daß die Wahrheit und die Rechtfertigung einer Meinung gemeinsam nicht hinreichend für Wissen seien (genau das ist auch die Folgerung, die viele aus den Gettier-Beispielen ziehen). Lewis beruft sich aber nicht auf die Gettier-Beispiele sondern ein Beispiel mit Lotterien (alles ib.). Dieses Beispiel funktioniert wie folgt. Eine faire Lotterie spielt alles als Gewinn aus, was sie an Losgebühren einnimmt. Stellen wir uns nun eine Lotterie vor, die alle Einnahmen als einen einzigen Gewinn ausspielt. X hat sich ein Los dieser Lotterie gekauft. Die Chancen, daß X diesen Gewinn mit seinem Los erhält, werden je kleiner, je mehr andere Lose verkauft werden. Wenn etwa insgesamt nur zwei Lose verkauft werden, dann beträgt die Wahrscheinlichkeit, daß X gewinnt, 50%. Wenn dagegen zwanzig Lose verkauft werden, dann hat X nur noch eine Chance von 5%, den Gewinn zu erhalten. Sehen wir uns nun X' Überzeugung an, X gewinne nicht. Diese Überzeugung ist je besser gerechtfertigt, desto mehr Lose verkauft werden (dabei nehmen wir an, daß X weiß, wieviele Lose verkauft werden). Das legt die Vermutung nahe, daß ein Vertreter der traditionellen Wissensdefinition sagen muß, ab einer bestimmten Anzahl von Losen sei ein solches Maß an Rechtfertigung erreicht, daß Wissen vorliege. Lewis behauptet nun aber: X weiß nie, daß er verliert (denn es besteht ja stets die Möglichkeit, daß er gewinnt). Damit hat er ein Gegenbeispiel gegen die traditionelle Wissensdefinition konstruiert: Obwohl in Wirklichkeit kein Wissen vorliegt, muß man, wenn man das Definiens der traditionellen Definition zuratezieht, X das Wissen, nicht zu gewinnen, zuschreiben. Das Definiens reicht also nicht aus, und in diesem Sinne ist die Rechtfertigungsbedingung nicht ausreichend.

Nun könnte ein Vertreter der traditionellen Wissensdefinition natürlich dieses Gegenbeispiel zurückweisen, indem er behauptete, daß hier niemals ein ausreichender Grad von Rechtfertigung erreicht werde. Wenn das stimmt, dann muß auch er nicht behaupten, daß wir für große Anzahlen von Losen Wissen erhalten. Lewis deutet jedoch an, warum er diese Strategie für verfehlt hält (368): Wenn in diesem Beispiel abgestritten wird, daß eine hinreichend gute Rechtfertigung vorliege, dann fragt sich, was überhaupt

als gute Rechtfertigung gelten kann. Und wenn die Standards für eine Rechtfertigung zu hoch werden, dann dürfen wir kaum jemand mehr Wissen zuschreiben, was in den Skeptizismus führt. Es ist allerdings zu beachten, daß dieses Argument, das Lewis andeutet, auf der Voraussetzung beruht, daß es nicht hinreichend andere gute Rechtfertigungsmöglichkeiten gibt, die anders funktionieren als diejenigen im Lotterie-Beispiel.

Nach Lewis ist das Definiens der traditionellen Wissensbestimmung aber auch nicht notwendig für Wissen (ebenfalls alles 368). Als Beispiele, in denen Wissen vorliege, ohne daß wir eine Rechtfertigung hätten, nennt er etwa Wissen, das auf Wahrnehmung, Erinnerung oder Zeugenaussagen beruht; Wissen, an dessen Erwerb wir uns nicht erinnern; und „intuitives Wissen“, das sich in der Fähigkeit ausdrückt, Gesichter zu erkennen. Auch diese Beispiele können jedoch kontrovers diskutiert werden. So könnte ein Vertreter der traditionellen Definition behaupten, ein Verweis auf Erinnerung oder Wahrnehmung dürfe als Rechtfertigung gelten. Die Fähigkeit, Gesichter Namen zuzuordnen, ist vielleicht gar kein propositionales Wissen und daher außerhalb der traditionellen Wissensdebatte etc. Wir wollen das hier jedoch nicht weiter verfolgen.

Um Lewis' Aussagen zur traditionellen Wissensdefinition zu Ende zu führen, kann man noch Lewis' Definition mit der traditionellen Definition vergleichen. Dabei fällt zunächst auf, daß es kaum Berührungspunkte gibt; Lewis' Definition nennt weder die Überzeugung, Wahrheit noch Rechtfertigung explizit. Die Wahrheit ist jedoch implizit in der Definition erhalten, sie folgt für Lewis aus der Wirklichkeitsregel (372). Auch andere Komponenten der klassischen Definition sind implizit bei Lewis enthalten. Das können wir jedoch erst sehen, wenn wir alle Regeln der modalen Epistemologie (371) kennengelernt haben.